

Vincenzo Paglia

Bruder Tod

In Würde leben
und in Würde sterben

Mit einer Einführung von Manfred Lütz

Aus dem Italienischen von Stefanie Römer
und Birgitta Gruber

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Titel der Originalausgabe:
Sorella morte
By Vincenzo Paglia
© 2016 – EDIZIONI PIEMME Spa, Milano
www.edizpiemme.it



Für die deutschsprachige Ausgabe:
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Als deutsche Bibelübersetzung ist zugrunde gelegt:

*Die Bibel. Die Heilige Schrift
des Alten und Neuen Bundes.*

Vollständige deutschsprachige Ausgabe



DIE BIBEL

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2005

Satz: de-te-pe, Aalen
Herstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-37844-7
ISBN E-Book 978-3-451-81141-8

»Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, den leiblichen Tod, ihm kann kein Mensch lebend enttrinnen.«

Franz von Assisi, *Sonnengesang*¹

Inhalt

| | |
|--|----|
| Vorwort | 11 |
| Einleitung | 20 |
| Verrat eines Wortes | 25 |
| Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit | 25 |
| Euthanasie und schöner Tod | 32 |
| Wertekrise und die Bitte um Euthanasie | 36 |
| Zeit für neue Denkanstöße | 42 |
| Das Mysterium des Todes | 51 |
| Das Skandalon des Todes | 51 |
| Der verborgene Tod | 55 |
| Der Tod im Zeitalter der Technik | 62 |
| Gläubige und Ungläubige im Angesicht des Todes | 66 |
| Der Tod und der christliche Glaube | 74 |
| Bruder Tod? | 74 |
| Jesu »Tod am Kreuz« | 81 |
| Die Auferstehung Jesu | 87 |
| Die Einsamkeit des Sterbenden | 92 |
| Wenn die Barmherzigkeit stirbt | 92 |
| Einsamkeit und Tod | 95 |
| Was uns der Sterbende lehrt | 98 |

| | |
|---|-----|
| Vom »Recht« zu sterben zur »Pflicht« zu sterben . . . | 103 |
| Das Recht auf Selbsttötung? | 103 |
| Was, wenn es Jugendliche sind? | 109 |
| Sich das Leben nehmen: eine bittere Niederlage | 112 |
| Der Mensch – ein »Weltkulturerbe« in seiner Einmaligkeit | 116 |
| Der Segen eines langen Lebens | 120 |
| Die wachsende Zahl alter Menschen | 120 |
| Das Alter: Abstellgleis oder Berufung? | 124 |
| Eine neue Kultur: Jung und Alt gemeinsam | 128 |
| Aus der Bibel: »betagt und lebenssatt« sterben . . | 129 |
| Die Einsamkeit überwinden | 132 |
| Anderen zur Last fallen | 136 |
| Die Altersdemenz | 138 |
| Niemand ist eine Insel | 140 |
| Ein neuer Individualismus | 140 |
| Das Ende eines Lebens in Gemeinschaft? | 143 |
| Freiheit und Verantwortung | 147 |
| Im christlichen Glauben gilt: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt! | 149 |
| Der Mensch ist ein Beziehungswesen | 152 |
| Gebrechlichkeit im Alter, ein gemeinsames Schicksal | 159 |
| Die Gebrechlichkeit des Menschen | 159 |
| Wie definiert sich Gesundheit? | 161 |
| Die Würde der Schwäche | 166 |
| Weder Verzicht noch Abbruch, noch Übereifer | 170 |
| Der therapeutische Übereifer | 170 |

| | |
|--|-----|
| Therapeutische Beharrlichkeit ist noch lange kein Übereifer | 173 |
| Verhältnismäßigkeit der Therapie | 175 |
| In Würde sterben | 181 |
| Ein dramatischer Irrtum | 181 |
| Die Rechte des Kranken und des Sterbenden | 191 |
| Die Frage der Selbstbestimmung | 195 |
| Die freie Wahl | 195 |
| Ist es so leicht, sich zu entscheiden? | 198 |
| Über den Paternalismus des Arztes hinaus | 200 |
| Therapeutisches Bündnis zwischen Arzt und Patient | 204 |
| Biologisches Testament oder Todesurteil? | 209 |
| Die Palliativmedizin | 212 |
| Sankt Martins Mantel (<i>pallium</i>) | 212 |
| Nicht nur Schmerztherapie | 215 |
| Der Kranke ist bis zum Tod am Leben | 218 |
| Die letzten Dinge | 224 |
| Die Verantwortung im Leben und im Tod | 224 |
| Die Angst vor dem Leiden | 233 |
| Jesus und die Heilung der Kranken | 236 |
| Den Schmerz annehmen oder bekämpfen? | 242 |
| Das Jüngste Gericht | 246 |
| Ehrfurcht oder Angst vor dem Jüngsten Gericht? | 246 |
| Die Armen werden über uns richten | 250 |
| Das Leben ist eine ernste Angelegenheit, genauso der Tod | 256 |

| | |
|--|-----|
| Einander stets begleiten – im Leben wie im Tod | 261 |
| Begleitet sterben | 261 |
| Der Verstorbenen »gedenken«: für eine Fortdauer der Beziehungen | 266 |
| Sich an der Hand halten | 270 |
| Die Liebe ist stärker als der Tod | 275 |
| | |
| Zum Ausklang: Hin zu einer öffentlichen Debatte . . . | 277 |
| | |
| Anmerkungen | 281 |

Vorwort

»Bruder Tod« ist ein merkwürdiger Titel für ein Buch über das Ende des Lebens, das doch viele Menschen eher beängstigt. Es ist die deutsche Übersetzung von »Sorella Morte«. Der Tod ist im Italienischen weiblich und »Sorella Morte« klingt schon fast zärtlich. Wie kann man zärtlich über den Tod reden?

Franz von Assisi konnte das, denn aus seinem berühmten *Sonnengesang* stammt das Zitat. Franz von Assisi ist ein volkstümlicher Heiliger, über den viele Geschichten erzählt werden, aber der *Poverello*, das kleine arme Männlein aus Umbrien, war zugleich ein ganz Großer der Menschheitsgeschichte. Mit Franz von Assisi beginnt die Neuzeit. Bis zu ihm war der Blick der Künstler vor allem aufs Jenseits gerichtet. Auf Goldgrund sah man verklärt blickende Heilige. Man malte absichtlich nicht perspektivisch mit räumlicher Tiefe, man malte flächig, denn das Diesseits sollte nicht ablenken vom Paradies, nach dem man sich sehnte und auf das man alle Gedanken, Gefühle und Fantasien lenkte. Niemand interessierte sich für die Natur, deswegen malte man sie nicht und deswegen erforschte man sie auch nicht. Noch steckte vielen die unchristliche »Heidenangst« in den Knochen vor dieser unheimlichen Welt, in der beständig überwältigende Gefahren lauerten. Doch Franz von Assisi hatte keine Angst. Er sah in der Natur die gute Schöpfung des guten Gottes, und so entdeckte er das Diesseits wieder. Drastisch setzt er sich der Realität aus, indem er sich zwingt,

einen Aussätzigen zu küssen. Er teilt die Not der Menschen, indem er sich entschließt, völlig ohne Geld wie der Ärmste der Armen zu leben. Mit besonderer Liebe wendet er sich den Leidenden und Sterbenden zu, aber er preist in seinem *Sonnengesang* auch die Natur als göttliche Schöpfung. Und unzählige junge Leute tun es ihm massenhaft nach. Dass er den Vögeln predigt, wie erzählt wird, ist programmatisch, denn er liebt mit frohem Gemüt nicht nur die Menschen, sondern alle Geschöpfe Gottes. Was für uns Heutige ganz »normal« wirkt, das war es damals mitnichten. Franz von Assisi war eine Revolution.

Und so beginnen die Künstler erstmals wieder die Realität darzustellen, die wirkliche Natur, realistische Landschaften, farbenfrohe Pflanzen, lebendige Tiere und berührende Menschen in perspektivisch dargestellten Gebäuden. Kein Wunder, dass Giotto ausgerechnet in der Grabeskirche des heiligen Franz sein Hauptwerk schaffen sollte, Giotto, in dem Michelangelo, Raffael und die anderen Großen der Renaissance den Gründervater der neuen Malerei sehen werden. Und noch im 14. Jahrhundert sollte es Francesco Petrarca seinem Namenspatron verdanken, dass er bei seiner berühmten Besteigung des Mont Ventoux in der Provence die erste schriftliche Naturschilderung seit wohl tausend Jahren lieferte. Auch die moderne Naturwissenschaft entsteht damals, ermutigt von der positiven franziskanischen Sicht der Schöpfung. Albert der Große ist der erste wissenschaftlich arbeitende Biologe. Endlich hat man keine »Heidenangst« mehr vor der Natur, man erforscht sie frohgemut.

Doch der *Sonnengesang* des heiligen Franz, der Gesang der Kreaturen, wie er auf Italienisch heißt, schließt nicht bloß Schwester Sonne und Bruder Mond, Schwester Wasser und Bruder Feuer, Bruder Wind und unsere Schwester, die Mutter Erde, in seinen Lobpreis ein, sondern auch die letzte

irdische Realität, unseren Bruder, den leiblichen Tod. Kaum je hat bis dahin jemand gewagt, zärtlich über den Tod zu reden, ganz ohne ihn beschleunigen oder verzögern zu wollen. Franz von Assisi nimmt die Wirklichkeit radikal so wahr, wie sie ist, und das in der felsenfesten Überzeugung, dass diese Wirklichkeit von Gott geschaffen, getragen und beschützt wird und dass es deswegen eine gute Wirklichkeit ist, und zu dieser guten Wirklichkeit gehört für ihn ganz selbstverständlich auch »Bruder Tod«. Nur deswegen kann er so zärtlich von diesem Bruder reden, der alle Menschen verbindet. Als der heilige Franz sein Ende nahen fühlte, ließ er sich nackt auf die Erde legen und noch einmal den *Sonnengesang* vorsingen. Als er verschied, sollen Lerchen zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit aufgefliegen sein.

Auch Vincenzo Paglia ist an die Ränder der Gesellschaft gegangen. Er ist Mitbegründer der geistlichen Gemeinschaft Sant'Egidio, und diese Gemeinschaft verdankt ganz vieles dem Weg des heiligen Franz. Als 1968 in aller Welt junge Menschen auf die Straße gingen und gegen Krieg, Wohlstandsgesellschaft und allgemeines Spießertum protestierten, da taten sich in Rom einige ungeduldige junge Leute zusammen, denen es zu wenig war, bloß zu protestieren. Sie wollten etwas tun, und zwar sofort. So gingen sie in die Borghate, die Slums von Rom, und halfen dort ganz praktisch, engagierten sich in der Kinder- und Altenbetreuung, sorgten sich um Kranke und Behinderte, halfen denen, denen keiner half. Jeden Abend trafen sie sich nach getaner Arbeit in einem kleinen, etwas heruntergekommenen Kirchlein im römischen Stadtviertel Trastevere und beteten zusammen. Das war alles. Es gab keine großartigen Theorien, es gab nur Praxis, ganz viel Praxis. Schnell gab es viele andere, die nicht nur reden, sondern handeln wollten, und die »Comunità di Sant'Egidio« wuchs immer weiter an. Heute zählt sie

in über 70 Ländern der Welt über 70.000 Mitglieder. Die Gemeinschaft gibt es überall da, wo es Arme gibt. Und man engagierte sich auch aktiv gegen den Krieg. Man kann diese großartigen Initiativen hier gar nicht alle erwähnen. Es muss genügen, darauf hinzuweisen, dass der Frieden am Ende des blutigen Krieges zwischen den verschiedenen Befreiungsbewegungen in Mozambik von der Gemeinschaft Sant'Egidio vermittelt wurde, im Kosovo war es vor allem Vincenzo Paglia, der zum Frieden beitrug, was ihm den »Ibrahim Rugova«-Preis der kosovarischen Regierung eintrug. Papst Franziskus schätzt die Gemeinschaft Sant'Egidio außerordentlich, denn sie tut seit 50 Jahren bereits das, was der Papst unermüdlich fordert: an die Ränder gehen. Und Papst Franziskus war es dann auch, der Vincenzo Paglia, der zuvor Bischof von Terni und dann Präsident des Päpstlichen Rates für die Familie geworden war, zum Präsidenten der *Päpstlichen Akademie für das Leben* ernannte. Dort soll er dafür sorgen, dass nicht bloß akademische Debatten geführt werden, sondern dass all das, was in so einer internationalen Akademie gedacht wird, auch wirklich den Menschen zugutekommen kann.

Genau diesem Anliegen dient auch dieses Buch. Es traf in Italien auf eine lebhafte Debatte über den ärztlich assistierten Suizid und ganz generell über die Euthanasie. Die Fälle von Piergiorgio Welby 2006 und zuletzt noch 2017 dem Diskjockey Fabio Antoniani haben auch international Aufsehen erregt, und da trafen jeweils vor allem festgefügte ideologische Meinungen aufeinander. Es gab kaum neue Gesichtspunkte, die Argumente waren schon unzählige Male ausgetauscht, die Debatte wurde und wird beherrscht von Polemik und Überzeichnungen.

Da ist auf der einen Seite die Partei derjenigen, die angesichts des Todes vor allem von Selbstbestimmung sprechen

– und diese Selbstbestimmung schließe auch die vollständige Bestimmung über den eigenen Tod ein, so erklären sie. Der Staat müsse sich in den Dienst der Selbstbestimmung seiner Bürger stellen und deswegen nicht nur den ärztlich assistierten Suizid, sondern auch die Tötung von Menschen erlauben und ermöglichen, die das selber wünschen. Die Gegner werden nicht selten als ewiggestrige Dunkelmänner diffamiert; man sieht den Kampf um den selbstbestimmten Tod als letzten Kampf um die Emanzipation, vor allem die Emanzipation von religiösen Befangenheiten.

Auch auf der anderen Seite gibt es ideologische Vereinfacher. Da ist dann nur noch davon die Rede, dass Euthanasie in jedem Fall Mord sei, dass finstere Mächte sich verschworen hätten, Alte und Behinderte zu töten.

Zwischen solchen Positionen kann es natürlich kein wirkliches Gespräch geben. So bleibt am Ende oft nur das mediale und politische Kräfteressen. Mit in unterschiedlichen Ländern ganz unterschiedlichen Ergebnissen.

In diese geradezu kriegerische Situation kommt nun das Buch von Vincenzo Paglia. Er weicht diesen Debatten nicht aus, legt aber den Schwerpunkt eindeutig auf die Wirklichkeit der sterbenden Menschen. Und diese Wirklichkeit ist nicht einfach schwarz oder weiß und sie ist vor allem weit weniger einheitlich, als die öffentlichen Debatten mitunter glauben machen wollen. Vincenzo Paglia ist Seelsorger, das merkt man dem Buch an, und so erzählt er von berührenden Geschichten, die er mit berührenden Menschen erlebt hat. Es sind die wirklichen sterbenden Menschen, die Vincenzo Paglia bewegen. Und er bemüht die Dichter und Denker aller Völker und aller Zeiten, um sich behutsam der allgemeinen menschlichen Wirklichkeit von »Bruder Tod« zu nähern. Da erfährt man dann vom letzten Kampf des französischen Präsidenten François Mitterrand und vielen anderen

historischen Persönlichkeiten, die doch im Sterben Menschen werden wie alle anderen auch. So ist dieses Buch keine neue Propagandaschrift, sondern das Zeugnis eines lebensweisen, gläubigen Christen angesichts der Beunruhigung durch den Tod. Vincenzo Paglia greift dabei auch auf die reichen Erfahrungen seiner Gemeinschaft Sant'Egidio mit alten, kranken und sterbenden Menschen zurück. Wenn Denken nach-denklich wird, wenn erst einmal wieder die Wirklichkeit selber in den Blick kommt, auch die vielgestaltige Wirklichkeit von Sterben und Tod, und man erst dann darüber ganz neu nach-denkt, dann kann man tatsächlich neue Perspektiven entdecken. Auf diese Weise gewinnt die unvermeidliche und dringliche gesellschaftliche Debatte über den menschlichen Tod wieder mehr Tiefe. Dazu will dieses Buch beitragen.

Auch in Deutschland ist die Diskussion längst nicht beendet. Dramatisch war die Bundestagsdebatte über den ärztlich assistierten Suizid im Jahre 2015, die zwar mit einer klaren Mehrheit für die Gegner der ärztlich unterstützten Selbsttötung endete, aber anschließend eine juristische Auseinandersetzung nach sich zog, die den Versuch machte, die parlamentarische Entscheidung auf dem Gerichtsweg für ungültig zu erklären. Es war bei diesem Bundestagsbeschluss nicht darum gegangen, in der Sterbephase eines Menschen in sein vertrautes Arzt-Patienten-Verhältnis juristisch einzugreifen. Es wurde vielmehr gewerbsmäßige Beihilfe zur Selbsttötung untersagt, und vor allem wurde keine generelle gesetzliche Erlaubnis des ärztlich assistierten Suizids beschlossen, die fatale gesellschaftliche Konsequenzen gehabt hätte. Denn dann wären behinderte, unheilbar kranke, alte, demenzkranke und andere Menschen in Not unter einen enormen Druck geraten. Selbst wenn die Familie eines beginnend demenzkranken Menschen voller

Liebe und Fürsorge auf die schicksalshafte Diagnose reagieren würde, so müsste doch der Demenzkranke selber sich nun sofort der moralischen Frage stellen, ob er sich eigentlich seiner Familie noch zumuten könne, die auf Urlaub und andere Wohltaten verzichten müsste, um ihn zu pflegen. Denn er hätte ja die gesetzlich zugesicherte problemlose Möglichkeit, seine Familie von einer großen Last zu befreien, nämlich von sich. Auf diese Weise könnten im Grunde nur noch erwachsene ganz gesunde Menschen ohne Gewissensbisse weiterleben. Alle anderen – und das sind die meisten – wären ihren Angehörigen oder der Gesellschaft gegenüber rechtfertigungspflichtig, warum sie sich denn ihrer Umwelt noch zumuten. Doch dem liegt ein absurdes egozentrisches Menschenbild zugrunde. In Wirklichkeit ist der Mensch ein soziales Wesen, das am Anfang und am Ende seines Lebens auf Hilfe angewiesen ist, die Menschen in der Mitte des Lebens leisten, und selbst die können nicht ohne die Hilfe und Liebe anderer Menschen existieren. Deswegen kann man als Mensch nur in Würde sterben, wenn man in Würde leben kann, auch mit Schwächen und Einschränkungen. Und ebenso gilt umgekehrt, dass eine Gesellschaft, die ihre Alten und Kranken tötet und ihre Mitglieder unwürdig sterben lässt, dafür sorgt, dass der Schatten eines solch elenden, menschenunwürdigen Sterbens sich bereits auf das ganze Leben der Menschen legt. Wäre das wirklich das menschenwürdige Leben, von dem alle gerne sprechen?

Tendenzen der Diskriminierung von Schwachen und Kranken gibt es ohnehin schon in unseren westlichen Gesellschaften zur Genüge. Über die Höhe von Versicherungsbeiträgen wird bereits eine ganz bestimmte, von der Versicherung für »gesund« gehaltene Lebensweise vorgeschrieben und es besteht ein unausgesprochener gesellschaftlicher

Konsens darüber, dass für Menschen, die nicht mehr gesund werden können, nicht genauso viel aufgewendet werden sollte wie für einen Menschen, der noch »gesund« werden kann. Die gesetzliche Möglichkeit der Selbsttötung hätte diese gesellschaftliche Stimmung massiv verstärkt.

So wäre dann eine Entwicklung, die einst unter dem Stichwort »Selbstbestimmung« aufgebrochen ist, am Ende beim Gegenteil, nämlich einer maximalen Fremdbestimmung gelandet, die irgendwann einmal jedem de facto das Recht auf Leben, also ein zentrales Menschenrecht, absprechen würde. In den Niederlanden, so erklärte der Präsident der niederländischen Ärztevereinigung 2014 öffentlich, gehe es inzwischen nicht mehr um »Selbstbestimmung«, sondern um »Mitleid«. Man tötet andere Menschen, deren Leben man von außen gesehen nicht mehr für lebenswert hält, aus »Mitgefühl«, aus tödlichem Mitgefühl. Genau auf diese Weise versuchte Joseph Goebbels durch den Film »Ich klage an« das Mitgefühl der deutschen Bevölkerung für die mörderische Euthanasieaktion der Nazis zu erreichen. Damals allerdings weitgehend ohne Erfolg, weil die Gesellschaft da noch mehr von der christlichen Auffassung geprägt war, dass gerade den Schwachen und Kranken die besondere Liebe der Christen gelten sollte. Doch wie würde heute ein solcher teuflisch-brillant gemachter Film wohl wirken?

Wir Deutschen haben unsere ganz besondere Geschichte mit Euthanasie und Beihilfe zur Selbsttötung. Gerade niederländische Ärzte werfen uns deswegen nicht selten Befangenheit bei diesem Thema vor, als sei das eine mentale Behinderung, von der man sich irgendwann einmal »befreien« müsste. Doch in Wirklichkeit sollten wir Deutschen uns bewusst sein, dass wir durch unsere Geschichte eine besondere Verantwortung dafür haben, dass nirgends auf der

Welt noch einmal das gewissenlose Morden von Schwachen anhebt. Deswegen ist es so wichtig gewesen, dass die deutsche Volksvertretung hier eine eindeutige Antwort gegeben hat. Weil aber dieses Thema natürlich nicht bloß ein deutsches Thema ist, müssen wir über unseren Tellerrand hinausschauen. Nicht nur in die Niederlande, sondern auch in die vielen anderen Länder und Kulturen, in denen diese Fragen diskutiert werden. Dann werden wir bemerken, dass wir mit unserer nachdenklicheren Haltung durchaus nicht allein sind. Auch dazu kann dieses Buch von Vincenzo Paglia hilfreich sein.

Bornheim im Juni 2017

Dr. med. Dipl. theol. Manfred Lütz

Einleitung

Es mag unglaublich klingen, aber schon vor 35 Jahren hat der schwedische Journalist und Schriftsteller Carl-Hennig Wijkmark erkannt, welche Dimensionen die Frage der Euthanasie in einer marktwirtschaftlich geprägten Gesellschaft annehmen würde. In seinem kurzen Roman *Der moderne Tod* (1978)² beschreibt der Autor als fiktives Zukunftsszenario eine vom schwedischen Sozialministerium einberufene Tagung mit dem Titel *Die letzte Phase des menschlichen Lebens*. Der Leiter des Symposiums spricht mit entwaffnender Ehrlichkeit. In Anbetracht der heiklen Thematik wurde vorab beschlossen, dass die Debatte, an der etliche Experten verschiedenster Disziplinen teilnehmen, unter absoluter Geheimhaltung stattfinden solle. »Mittlerweile«, eröffnet der Moderator die Diskussion, »wird die wachsende Zahl an Alten zu einer unzumutbaren Belastung für die Wirtschaft unseres Landes.« Dann verweist er auf das vorherige Jahrhundert: »Damals, während des Wirtschaftsbooms in den Sechzigerjahren, erwies es sich als unumgänglich, mehr Mütter in den wirtschaftlichen Produktionsprozess einzugliedern. Doch in den Siebzigern wendeten sich die Dinge langsam zum Schlechten – wirtschaftliche Stagnation, Arbeitslosigkeit – und die Väter wurden dazu ermutigt, zu Hause zu bleiben. Leicht vereinfacht zusammengefasst! [...] Heute, nachdem wir uns in einer zweifelsohne katastrophalen Situation befinden, haben wir einen explosionsartigen Zuwachs an Alten. Bald werden wir,

um es brutal auszudrücken, mehr Tote brauchen!«³ Sodann stellt der fiktive Moderator die entscheidende Frage: »Aber wie lässt sich das bewerkstelligen? Sterben wird als unnatürlich angesehen. Heute mehr denn je. Und die Wurzel des Übels liegt an erster Stelle nicht etwa darin, dass Euthanasie illegal ist, sondern, dass nur ein Bruchteil der Alten um Euthanasie *bittet*. Dies haben wir offensichtlich den bemerkenswerten Fortschritten auf dem Gebiet der Schmerztherapie zu verdanken, die selbstverständlich für sich betrachtet großartig ist.«⁴

Die Logik erscheint stringent: »Doch dürfen wir dabei den Kontext nicht unberücksichtigt lassen, also die berühmten Fälle der sogenannten ›Sterbehilfen‹ der 60er- und 70er-Jahre, um die eine hochemotionale und kaum zu bändigende Debatte entbrannte. Es waren diese Fälle, die die Fragen auf ein Gleis lenkten, das schlicht nicht zu konstruktiven Lösungen führen *konnte*. Denn es war ein individualistisches Gleis ... Das Endergebnis war natürlich perfekt: Mithilfe einer besonderen Verfügung konnte jede lebenserhaltende Maßnahme verweigert werden, wenn die Situation hoffnungslos und mit großem möglichem Leiden verbunden war. Im Zuge dessen kam auch die Idee eines Projekts staatlicher Todeskliniken auf, in denen kranke oder lebensmüde Individuen – nach vorheriger Prüfung des jeweiligen Falls – ihre Injektion oder ihren letzten Cocktail in einer angenehmen Umgebung würden in Empfang nehmen können.«⁵ Die Schlussfolgerung lautet: »Es versteht sich von selbst, dass dies eine Sackgasse war. Die Ärzte haben sich von der Meinung einer solchen Minderheit und ohne offizielle Unterstützung nicht beeinflussen lassen.«⁶

Doch die »zögerlichen Sechzigerjahre« würden inzwischen der Vergangenheit angehören, konstatiert der Moderator. Inzwischen stehe die Bevölkerungspyramide auf dem

Kopf und die ökonomische Frage stelle sich drängender denn je. Die Problematik des letzten Lebensabschnittes habe eine soziale Dimension erreicht.

Daher beruhigt der Redner die Experten, die ihm zuhören: »Haben Sie keine Angst, ich habe Hitler keineswegs vergessen, wir sind nicht dabei, ein Programm zur Massenvernichtung der Alten, Behinderten oder anderer Mäuler, die es sinnlos zu stopfen gilt, zu entwickeln.« Die Lösung des Problems liege nicht darin, die Euthanasie zu legalisieren, sondern sie erstrebenswert zu machen. Und so lautet der Plan: »Wir brauchen eine neue Haltung dem Tod und dem Älterwerden gegenüber, nicht nur seitens der Alten. Es muss wieder *natürlich* werden zu sterben, wenn die aktive Lebensphase vorüber ist. Wir müssen das Problem *mit* den Alten lösen und nicht gegen sie.«⁷ Aus den Worten des Moderators spricht klar und deutlich der demokratische Grundgedanke: Der Tod dürfe niemals aufgezwungen werden, sondern müsse freiwillig erfolgen. Und dies führe zu der Frage: »Wie kann die Gesellschaft innerhalb der betroffenen Gruppen den Wunsch nach Euthanasie wecken und so den Weg für eine neue Gesetzgebung ebnen? [...] All das mag vielen von Ihnen utopisch erscheinen [...]. Doch das ist es mitnichten.«⁸

Carl-Hennig Wijkmarks kurzer Roman ist eine Parabel über das Abdriften eines demokratischen in ein totalitäres System, wenn das Primat der Unantastbarkeit des menschlichen Lebens nicht mehr aufrechterhalten wird. Ist dieser Punkt einmal überschritten, ist es ein Leichtes, die Bürger auf *sanfte* Art zu überzeugen oder eher glauben zu machen, sie wollten das, was die Machthaber – in diesem Fall die Marktgesetze – ihnen zu diktieren versuchen. Der fiktive Redner findet hierfür die geschliffene Formulierung der *freiwilligen Pflicht*: Man müsse dahin gelangen, dass die

Alten von sich aus Sterbehilfe verlangten und dass dies allgemein als letzter Akt der Selbstbestimmung angesehen werde.⁹ Auch die Theologie wird während dieses fiktiven Kongresses zu Hilfe gerufen: Der Glaube an ein Leben nach dem Tod erweise sich als äußerst hilfreich dabei, die Euthanasie als »willkommen« anzuerkennen.

In diesem Zusammenhang haben mich einige Äußerungen Hans Küngs überrascht, der schreibt: »Ich kann Leute verstehen, die nicht an ein ewiges Leben glauben, dass die natürlich Angst haben vor dem Nichtsein. Ich bin aber der Überzeugung, dass ich nicht in ein Nichts hineinsterbe, sondern in eine letzte Wirklichkeit hineinsterbe.«¹⁰ Deswegen jedoch kann der Gläubige seinem irdischen Leben selbst unter unerträglichen Umständen kein Ende setzen. »Ich habe vor Kurzem wieder von Ärzten gehört, die sagen, es sei manchmal erstaunlich, wie Leute unbedingt noch länger leben wollen, sogar Theologen, hat man mir gesagt ...«¹¹ Es wäre eine erstaunliche Unterstellung, jemandem, der die Euthanasie ablehnt, seinen festen Glauben an ein Leben nach dem Tod abzusprechen. Das käme einer einzigartigen Verkehrung ins Gegenteil gleich. Zweifellos hat Carl-Hennig Wijkmark in seinem Roman hellstichtig den kulturellen Legitimationsprozess hin zu einer »demokratischen« Billigung der Euthanasie eingefangen. Claudio Magris hebt in seinem Nachwort zu Wijkmarks Roman hervor, mit welcher Leichtigkeit in solchen Fällen im Namen der edlen Gefühle gehandelt wird: »Wenn man Kindern mit Down-Syndrom Impfungen vorenthält und sie so dem beinahe sicheren Tod weicht (wobei *beinahe* letztlich so viel wie keine Übernahme persönlicher Verantwortung bedeutet, ein typisches Merkmal der heutigen fremdbestimmten, demokratischen Massengesellschaften), wird das als ›Akt der Barmherzigkeit‹ den Eltern gegenüber bezeichnet, um so das Aufbäumen

jener hysterischen und schuldbeladenen elterlichen Liebe zu verhindern, die in solchen Fällen noch immer üblich ist. Und der Abschied des Alten, der sich dazu entschlossen hat, zu gehen, wird wie ein Fest zu dessen Ehren und als ein Sieg über die Einsamkeit des Alters gefeiert.«¹²

Und so feiert mehr als 30 Jahre nach dem Erscheinen von *Ein moderner Tod* ein betagter Herr in Belgien eines Abends ein Fest, bevor ihm tags darauf Sterbehilfe geleistet wird.

Verrat eines Wortes

Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit

Einer weitverbreiteten Meinung zufolge ist die Debatte um die Sterbehilfe von Unbestimmtheit, Mehrdeutigkeit und Verwirrung geprägt. Wir befinden uns inmitten eines babylonischen Gewirrs aus Bedeutungen, und man darf getrost behaupten, dass es wohl keinen schwammigeren Begriff als den der Euthanasie gibt. Und doch ist seine etymologische Bedeutung unzweifelhaft belegt: »schöner, leichter Tod«. Seit mehr als zweitausend Jahren, seitdem er Eingang in die griechisch-römische Welt fand, wurde er stets im Sinne von »schöner Tod« und niemals als Tötung eines Patienten durch einen Arzt gebraucht, und das, obwohl Selbstmord keineswegs als anrühlich galt. Das wohl am häufigsten in diesem Zusammenhang zitierte Beispiel dürfte das des Geschichtsschreibers Sueton sein, der sich des Begriffs »Euthanasie« bediente, als er den Tod Kaiser Augustus' schilderte, der heiter in den Armen seiner Gemahlin entschlief, nachdem ihm eben jene *euthanasian* zuteilgeworden war, die er sich stets für sich und die Seinen erhofft hatte. Von Anfang an haftete diesem Terminus eine gelehrte Konnotation an, doch war er mitnichten so negativ aufgeladen wie heute. Marco Cavinas kürzlich erschienene Abhandlung über die Geschichte der Euthanasie beinhaltet etliche Denkanstöße. Er vertritt die Auffassung, dass es entgegen der vorherrschenden Meinung seit der Antike bis heute in der

Geschichte Europas heimlich weitverbreitete Kulturen – wiewohl in der Minderheit – gegeben habe, die die Euthanasie billigten.¹³ Solch eine Behauptung verlangt eine aufmerksamere Betrachtung, will man nicht Gefahr laufen – wie es meiner Ansicht nach Cavina ergangen ist –, die Begriffe Euthanasie, Selbstmord und Martyrium in unzulässiger Weise zu vermischen.

Mit der Entstehung des Christentums verschwindet der Begriff »Euthanasie« aus dem Vokabular, während sich gleichzeitig die Begleitung des Sterbenden zur moralischen Pflicht entwickelt. Die zwei Jahrtausende christlicher Geschichte umfassende Abhandlung von Marco Cavina belegt, dass der christliche Gedanke von jeher den Wert des Lebens über alles stellt und jeder Haltung ablehnend gegenübersteht, die Suizid oder Euthanasie befürwortet. Sicherlich gab es im Lauf der Geschichte immer wieder unterschiedlichste Fälle von Selbsttötungen. Doch ändert dies nichts an der Tatsache, dass die christlichen Wertvorstellungen trotz des Wissens um die Qualen unheilbar Kranker stets jede Form von Selbstmord und Beihilfe zum Selbstmord ausschlossen. Ganz anders verhält es sich mit dem Martyrium, wobei ich dieses Thema nur kurz streifen möchte, um unnötigen begrifflichen Verwirrungen und gefährlichen Fehlinterpretationen vorzubeugen. Denn wie schon der alte Aphorismus *Nomina sunt substantia rerum* (»Wörter sind das Wesen der Dinge«) uns gemahnt, vermag ein Durcheinander der Begrifflichkeiten auch Verwirrung im Leben zu stiften. Lassen Sie mich daher den Begriff des Martyriums, wie er im Christentum verstanden wird, kurz einordnen: Der Märtyrer nimmt sich niemals das Leben, sondern schenkt es Gott. Aus Nächstenliebe und um seinem Glauben treu zu bleiben, geht er bis zum Äußersten – dem Tod. Ganz eindeutig handelt es sich hier also um einen völlig anderen

Bereich als den der Euthanasie und des Selbstmords.¹⁴ Gerade in Anbetracht der unfassbaren Zahl an christlichen Opfern, die im 20. Jahrhundert getötet wurden, weil sie ihren Glauben gegen totalitäre Gewalt und mörderische Ideologien verteidigten, kann dieser Bedeutungsunterschied nicht deutlich genug hervorgehoben werden. Man nennt sie auch »Neue Märtyrer des Christentums«, diese riesige Heerschar von Gläubigen, die nicht nur im letzten Jahrhundert, sondern auch heute noch ihren Glauben an Liebe, Gerechtigkeit und Frieden dadurch bezeugen, dass sie sich diktatorischen und blutrünstigen Regimen widersetzen und dafür mit ihrem Leben bezahlen.¹⁵

Stellvertretend für all jene sei Oscar Arnulfo Romero, der Erzbischof von San Salvador, genannt, der für seine bis zuletzt selbstlose Verteidigung der Armen umgebracht wurde.¹⁶ Seine Geschichte ist das Zeugnis eines Mannes, der Gewaltlosigkeit zur Maxime seines Lebens erhob, selbst wenn er es dadurch verlieren sollte. Genau wie es im Evangelium geschrieben steht: »Eine größere Liebe hat niemand als die, dass er sein Leben für seine Freunde hingibt.« (Joh 15,13) Solche Zeugnisse – und vor allem die Opfer, die sie erbracht haben – sind das genaue Gegenteil einer jeden Entscheidung für Gewalt oder, schlimmer noch, für den Terrorismus. Wer diesen Weg wählt, mag sich vielleicht auf Religion berufen (wie im Fall der fanatischen Dschihadisten¹⁷), aber mit religiösem Glauben hat dies nichts zu tun. Doch das sei nur am Rande erwähnt (wobei dieses Thema durchaus eine eingehendere Betrachtung verdient), um eventuell falschen Schlüssen, die sich aus unklaren Begrifflichkeiten ergeben könnten, vorzubeugen.

Lassen Sie mich also zum Begriff der Euthanasie zurückkommen, der während des erstens Jahrtausends und noch weit bis ins zweite Jahrtausend hinein verschwunden war

und erst im 17. Jahrhundert bei dem englischen Philosophen Francis Bacon wieder auftaucht, der schreibt: »Ferner halte ich es der Pflicht eines Arztes gemäß ... dass er auch die Schmerzen und Qualen der Krankheit lindere ... auch dann, wenn ganz und gar keine Hoffnung mehr vorhanden, und doch aber durch die Linderung der Qualen ein mehr sanfter und ruhiger Übergang aus diesem zu jenem Leben verschafft werden kann.«¹⁸ Grundsätzlich fordert Bacon dazu auf, die Kranken nicht sich selbst zu überlassen und ihnen ihr Leiden zu erleichtern. Von diesem Moment an wurde der Begriff Euthanasie über zwei Jahrhunderte lang nur in seiner etymologischen Bedeutung verwendet: ein »schöner«, weil schmerzloser Tod.

Ab dem 19. Jahrhundert lässt sich eine erste »Verschiebung« verzeichnen: Neben der Art des Todes bezeichnet Euthanasie nun auch die *Maßnahmen*, mit denen Ärzte ihren Patienten zu einem leichten Tod verhelfen. Samuel Williams, ein Lehrer aus Birmingham, verwendet den Begriff in einer seiner Schriften aus dem Jahr 1970 sinngemäß als durch die Hand des Arztes »herbeigeführten Tod«. Einige Jahre später, Hand in Hand mit der Akzeptanz der sogenannten »Tötung aus Mitleid« – oder auch »Tötung auf Verlangen« –, erfolgt die zweite und entscheidende Bedeutungsverschiebung: Euthanasie bedeutet nicht mehr nur »Hilfe zu einem leichten Tod«, sondern »Tötung, um einen leichten Tod zu bescheren«. Im Lauf des 20. Jahrhunderts erhärtet sich diese Bedeutungsverschiebung nicht nur, sondern verschiedene Regierungen treffen gesetzliche Vorbereitungen, um sie zu legalisieren. Unter Euthanasie wird immer eindeutiger der *menschliche Akt* bezeichnet, der dem Leben eines unheilbar Kranken vorsätzlich ein Ende setzt. Um es noch genauer zu sagen: Wir sprechen nicht von der Wahl zwischen einem vermeintlich besseren (mithilfe der